

Bärner Platte

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 8

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein Berner namens Peter Bachmann

versuchte, als Reklame-Fachmann sich vor dem Hungertuch zu schirmen. Es fanden sich diverse Firmen, die, um noch mehr Profit zu haben, ihm gerne einen Auftrag gaben.

Nun aber war der Bachmann Peter kein blinder Werbetext-Trompeter. Er prüfte sämtliche Produkte, bevor er einen Slogan druckete, und was sein ehrlicher Verstand als nicht empfehlenswert empfand, empfahl er nicht – ganz umgekehrt: er schrieb: «Das ist nicht kaufenswert.»

Das aber war des Bachmanns Fluch, drum nagt er jetzt am Hungertuch.

Barock oder Baracken?

Man kann für oder gegen den Barock sein, aber wenn man in einem der beiden Höfe des Burgerspittels steht, wo der Verkehrslärm der Bahnhofzone so weit zurücksinkt, daß er nur noch die wohlthuende Stille unterstreicht, dann muß man auf jeden Fall zugeben, daß kein Bauwerk der Neuzeit uns so etwas zu bieten vermag.

Der Burgerspittel ist aber nicht nur ein einzigartiges Baudenkmal des 18. Jahrhunderts, sondern auch ein Heim für alte Leute, und wer jetzt meint, ein solches Heim gehöre nicht ins Zentrum, sondern in ländliche Stille, verkennt die geistige Regsamkeit seiner Bewohner, die froh sind, wenn sie wenigstens vom Fenster aus am Leben der Stadt noch teilnehmen können.

Es dürfte sich herumgesprochen haben, daß seit einiger Zeit und noch auf viele Jahre hinaus der 1858 eingeweihte Bahnhof umgebaut wird. Dieses Gerücht stimmt. Er soll sogar ein wenig vergrößert werden, da man statistisch erfaßt hat, daß heute mehr Leute reisen als vor 104 Jahren. Zum Vergrößern braucht man aber Platz, und Platz gewinnt man, indem man angrenzende Gebäude abreißt.

Ahnen Sie, was sich da für eine schreckliche Aussicht eröffnet? Der Burgerspittel ist ein solches angrenzendes Gebäude. Sein Nachbarhaus ist bereits verschwunden, und ringsum knattern die Bau-

maschinen. Bald wird er als einziger Zeuge der alten Zeit in moderner Umgebung stehen, und dann braucht man nur noch ein paar Jahre lang die öffentliche Meinung zu bearbeiten, bis zuletzt die dumme Mehrheit davon überzeugt ist, daß das Gebäude im Interesse der Verkehrsanierung, der SBB-Rationalisierung, der städtebaulichen Gesamtkonzeption und anderer Fremdwörter verschwinden müsse, um den Baubaracken des 20. Jahrhunderts Platz zu machen.

Zwar haben sich die Bundesbahnen schon 1935 um dieses Areal beworben und sind abgewiesen worden, aber damals war vom Bahnhofneubau noch keine Rede; heute kenne ich manchen Berner, der auf den Burgerspittel deutet und traurig sagt: «Dä schieit nümeh lang. Die mache doch, was sie weil!»

Glauben Sie das? Ich nicht. Die Burgergemeinde hat es nicht nötig, sich durch den Verkauf kultureller Wertgegenstände zu bereichern. Am Bahnhofneubau hat sie ohnehin schon genug verdient, und sollte das noch nicht reichen, dann hätte sie noch verschiedene andere Parzellen, zum Teil mit Wald bewachsen, mit deren Ertrag man diverse Ozeandampfer inklusive Personal und Silberzeug kaufen könnte. Nenei, also die Bürger tun uns das nicht an, schon darum nicht, weil der Spittel sie ja immer noch ein wenig an die Zeit erinnert, da man



Man geht fehl

in der Annahme, GSTAAD sei ausschließlich ein «Kurort für Millionäre». Konsultieren Sie doch bitte die Liste der Hotels und Pensionen oder fragen Sie das nimmermüde Verkehrsbüro! Man wird Ihnen gerne den Weg zu den Herrlichkeiten von GSTAAD zeigen.

einige von ihnen als «Gnädige Herren» anredete (mit Ausnahme derer natürlich, die sich *nach* 1798 eingekauft haben!).

Es gibt aber noch ein weiteres Argument für die Beibehaltung des Burgerspittels: man braucht ihn, um sich anzulehnen. Wir haben jetzt nämlich an der gegenüberliegenden Seite des Bubenberglplatzes, auf dem Dach eines Hauses, von dem man vor lauter Modernität fast nicht glauben kann, daß es schon fertig ist, jeden Abend nach Einbruch der Dunkelheit eine Wanderleuchtschrift oder Leuchtwanderschrift oder wie man dieses nervöse Geblinke nennt. In Zürich kennt man das ja schon lange, und jetzt will man also auch in Bern einen Abglanz des New Yorker Times Square in die «City» zaubern. Da stehen denn die Leute abends an den Burgerspittel gelehnt oder auf Straße und Traminsel, behindern den Verkehr noch mehr als üblich und starren mit offenen Müulern steil in die Höhe, um von den 8100 ferngesteuerten Glühbirnen in drei Farben ratenweise die gleichen Nachrichten und Reklamen abzulesen, die sie zehn Minuten später zuhause viel angenehmer in der Abendzeitung studieren können. Womit wir nun also zur Großstadt geworden sind.

Der Bau dieser elektronischen Nervensäge hat sieben Monate gedauert. Die Errichtung des Burgerspittels hat acht Jahre in Anspruch genommen. Wenn man also am Bubenberglplatz unbedingt etwas entfernen will, dann wüßte ich schon, was.

Bernbiet, Land der Gegensätze

Dieser Titel ist ein Irrtum. Das «Land der Gegensätze» ist mir ganz unwillkürlich herausgerutscht, weil jeder zweite Vortragsreisende und Artikelschreiber es verwendet, ob es nun Indien, die Antarktis oder das Glütschbachtal betreffe. Es stimmt ja immer und überall, und sei es auch nur, daß die Gegensätze sich auf Licht und Schatten oder Männer und Frauen beziehen.

Nein, es sollte heißen: «Bernbiet, Land der Bodenschätze», und nun horchen Sie bestimmt auf. Als mein Geographielehrer vor etlichen Jahren den Lehrsatz verkündete, die Schweiz sei arm an Bodenschätzen, und darum müßten wir umso fleißiger arbeiten, um durch Präzisionswecker und Edelkäse die Armut unserer Scholle wettzumachen, dachte er wohl an die Arbeiter des Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerkes, die schon seit Menschenedenken unsystematisch, aber pausenlos im Stadtgebiet umherlochen, ohne jemals auf etwas anderes als rostige Rohre zu stoßen.

Man muß eben wissen, wo, und dazu bedarf es einer feinen Nase. Die hatte – und das hängt wohl mit seinem Beruf zusammen – ein schlichter Käsehändler aus Oberdießbach. Zwar stammt er keines-

wegs von der Familie Curie ab, aber als er munkeln hörte, das Wasser eines bestimmten Baches in der Nähe sei radiumhaltig, tat er dies nicht als Volksmärchen ab, sondern ging der Sache nach, zuerst auf eigene Faust, dann mit Hilfe der Wissenschaft, und eines Tages stand fest: im Emmental gibt es Uran! Bis zu meinem achtzehnten Lebensjahr glaubte ich, Uran sei ein harntreibendes Medikament; heute weiß ich, daß es ein radioaktives Metall ist, aus dem man Atomenergie gewinnen kann. Da Atomenergie heute große Mode ist, habe ich bis vor kurzem stets mit Neid nach Katala und Kanada geschickt, wo dieser Rohstoff in größeren Mengen geschürft wird; jetzt aber schürfen wir selber.

Die Fundstelle liegt zwischen Trubschachen und Eggwil, heißt Blapbach und wird ausnahmsweise nicht von einer ausländischen Gesellschaft, sondern von der bernischen URAN AG ausgebeutet. Wer die Emmentaler kennt, wird mir glauben, daß dieses Uran viel wahrhafter ist als das katangische. So wird man nun denn bald die Lüderer-Chilbi mit Atomkraft betreiben und das Alphon mit dem Geigerzähler vertauschen. Die Fahenschwinger können ihre Fahnen vermittels Treibsatz in eine Umlaufbahn bringen, und die Jodler werden mit neuer Ueberzeugung ihr «Juhu!» über die radioaktiven Höger ihrer Heimat schmettern. Letzteres muß ich wohl noch näher begründen, denn die chemische Analyse des Jodels ist eine noch sehr junge Wissenschaft und deshalb wenig bekannt. Schauen Sie sich aber das Wort JUHU einmal in den Augen eines Chemikers an! Sobald Sie gemerkt haben, daß J das chemische Zeichen für Jod ist, wissen Sie auch, woher der Ausdruck «jodeln» stammt. Der erste Jodel wurde nachgewiesenermaßen im Sprechzimmer eines emmentalischen Doktorhauses von einem Patienten ausgestoßen, als ihm der Arzt die belegten Mandeln mit Jod bepinselte. H bedeutet Wasserstoff und steht nur darum in JUHU, weil es kein chemisches Zeichen für Bier gibt. Bleibt noch das U. Nun, daß dieses für Uranium steht, dürfte nun kaum mehr bezweifelt werden, und daß es gleich zweimal vorkommt, beweist nicht nur den sicheren Instinkt der Emmentaler für die Bodenschätze ihrer Heimat, sondern darf auch als Hinweis darauf gelten, daß das Vorkommen von Blapbach nicht das einzige ist. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß wir herrlichen Zeiten entgegengehen. Eines Tages wird das Blapbacher Uran auf dem Weltmarkt erscheinen, und darauf freue ich mich schon heute, denn obschon ich dummerweise bei der URAN AG keine Aktien besitze, werde ich doch die Genugtuung haben, daß die Börsenmakler von Paris, London und New York den Namen Blapbach aussprechen lernen müssen!

Ueli der Schreiber